

Die Frau, die nicht nehmen konnte

Die alte Frau war geachtet vom ganzen Dorf. Man hätte sie reich nennen können, so gross war das Mass an Respekt und Zuneigung, das man ihr allgemein entgegenbrachte.

Die alte Frau verfügte über keine grossen materiellen Güter. Das Holzhaus, das sie bewohnte, ein Spückchen Gemüseland drumherum, von knorrigen Obstbäumen bestanden, einige alltägliche Kleider und der übliche Hausrat sowie eine Rente, die ihr das zum Leben Notwendige sicherte, das waren die unauffälligen Umstände ihres Lebens. Auch war sie keine Gebürtige, und nennenswerter Grundbesitz war ihr nicht zuzurechnen.

Woher sie ursprünglich stammte und wie ihr Leben gewesen war, bevor sie ins Dorf kam, ob sie einen Mann oder sonstige Verwandte hatte oder gehabt hatte, darüber wusste man nichts; sie pflegte nicht davon zu sprechen, und die allgemeine Achtung, die sie genoss, liess Fragen nach derlei intimen Dingen nicht zu. Die alte Frau war schon lange, im Zeitverständnis selbst älterer Dörfler eigentlich schon immer, Bestandteil des Dorfes, und die Tatsache, dass sie nicht hier geboren war, spielte nur mehr eine abstrakte Rolle: Sie war in keiner der eingesessenen Familien erbberechtigt, stand also ausserhalb aller Ansprüche und Interessen.

Dieser Umstand allein war es jedoch nicht, der die herausgehobene Stellung der alten Frau im Dorf begründete. Hätte man irgend jemanden gefragt, warum man ihr mit soviel Hochachtung begegnete, mehr, als den anderen Frauen gleichen Alters entgegengebracht zu werden pflegte, eine Antwort wäre nur zögernd gekommen, und sie wäre ungenau gewesen:

Die alte Frau gab.

So lange die Erinnerung der Dörfler zurückreichte, war dies der auffälligste Wesenszug der alten Frau gewesen: Sie gab. Sie rief die Kinder von der Strasse zu sich herein, um ihnen Quittenbrot oder warme Apfelkringel zu schenken; sie bastelte Papiergirlanden für das Feuerwehrfest und brachte sie zu der Sitzung mit, auf der beraten wurde, ob überhaupt ein Feuerwehrfest stattfinden sollte; sie schrieb Noten aus dem Chorgesangbuch ab und schenkte sie dem Gesangverein des Dorfes, sie holte alte Sprossenfenster vom Dachboden ihres Hauses und schenkte sie den Städtern, die das Haus neben dem ihren restaurieren wollten – sie gab und gab.

Wollte man hingegen ihr eine Freude machen und brachte ihr etwa einen Arm voll frischem Lauch oder eine Stiege Birnen, so wehrte sie die Gabe jedesmal unwirsch ab: Sie könne sich ganz gut selbst ernähren, sie bedürfe keiner Fürsorge, und an Obst oder Feldfrüchten mangle es ihr ja nun wohl wirklich nicht. Auch das Angebot, ihr bei der Gartenarbeit zu helfen, schlug sie mit einer Harschheit aus, die den Anbietenden fast beschämte – sie schien das Privileg des Schenkens und Helfens für sich allein beanspruchen zu wollen.

Auf den allfälligen Festen des Dorfes war es ihr unmöglich, an einer Apfelweinrunde teilzuhaben, die jemand anders ausgegeben hatte, ohne sogleich darauf zu bestehen, die nächstfolgende Runde müsse aber ihr

gehören. Selbst das Geschenk des Bürgermeisters zu ihrem siebzigsten Geburtstag, das sie nun wirklich nicht ausschlagen konnte, quittierte sie mit einem knurrigen '...älter werden ist ja kein Verdienst...'

Die alte Frau konnte nicht nehmen.

Man belächelte diese Eigenart als die liebenswerte Schrulligkeit einer alten Frau, rechnete sie auch einer althergebrachten Bescheidenheit zu, deren Fehlen bei der jüngeren Generation von den Älteren beklagt wurde. Selbst als sie, nur um kein Geld dafür annehmen zu müssen, den unteren Zwickel ihres Grundstücks an ihre städtischen Nachbarn herschenkte, damit diese einen ungehinderten Zugang zu ihrer Garage hätten, erklärte man sie hinter vorgehaltener Hand zwar für komplett weltfremd, aber nicht ohne einen achtungsvollen Unterton, stellte sie sich doch mit solchem Verhalten ausserhalb jeden Verdachtes der Käuflichkeit.

Nach und nach aber gingen den Leuten des Dorfes die Argumente aus, mit denen sie das ungewöhnliche Verhalten der alten Frau erklärbar zu machen versuchten. Nicht etwa, dass man den Wert des Gegebenen oder gar ihre Motive des Gebens in Zweifel gezogen hätte – die Gaben waren immer von grosser Nützlichkeit und wurden ganz offenbar von Herzen gern gegeben. Allein die offenkundige Unfähigkeit der alten Frau, ihrerseits Gaben anzunehmen, die gleichermassen nützlich gewesen und mit gleicher Freude gegeben worden wären, irritierte mehr und mehr.

Es wurde erkennbar – auch wenn keiner der Dorfbewohner sich angemasst hätte, es so klar auszusprechen – dass die alte Frau aus demselben Grund so grosszügig gab, aus dem sie so unfähig war, zu nehmen: Aus dem Grund nämlich, dass sie sich selbst gering achtete und den Wert des von ihr Gegebenen für niedriger hielt als den Wert dessen, was ihr ohne Aufrechnung oder Vergleich angedient wurde.

Aus dieser nie ausgesprochenen, gleichwohl empfundenen, Erkenntnis erwuchs ein zunehmendes Unbehagen der Dörfler gegenüber den Gaben der alten Frau: Sie hielt sich und ihre Gaben für nicht der Rede wert. Wie sollte da für andere wert sein, was sie gab?

Die schroffe Ablehnung eines unschuldigen bunten Frühlingsstrausesses, den ein dankbares Kind im elterlichen Garten für die alte Frau gepflückt hatte, wurde zum Anlass für den offenen Ausbruch dieses aufgestauten Unbehagens. Jenes Kind war weinend und verschreckt ob der verständnislosen Abweisung nach Hause gelaufen, und die Eltern hatten ihm von weiteren Besuchen bei der alten Frau abgeraten, wissend, dass nichts für ein Kind schmerzlicher ist als die Zurückweisung seiner Zuneigung.

Die anderen Kinder des Dorfes, obgleich für Quittenbrot und warme Apfelkringel stets empfänglich, machten in der Folgezeit weite Umwege, um nur nicht an dem kleinen Holzhaus der alten Frau vorbeigehen und ein ungebetenes Geschenk empfangen zu müssen. Auch die Haltung der erwachsenen Dorfbewohner änderte sich. Bei allen Begegnungen mit der alten Frau achtete man peinlichst darauf, ihr keinerlei Gelegenheit zum Schenken zu geben, und selbst bei den alltäglichsten Kontakten vermied man es, die Worte 'bitte' oder 'danke' zu gebrauchen, in welchem Zusammenhang auch immer. Zu Zeiten bekam diese Art des Umgangs den Charakter einer absurden sozialen Ächtung.

Nichts von all dem aber geschah absichtsvoll oder gar auf Grund einer Absprache oder Verschwörung: Das Dorf reagierte so auf den offenkundigen Anspruch der alten Frau, die Einzige zu sein, die geben durfte.

Es gab viele Stimmen an den Theken und Stammtischen, die diese Entwicklung mit Besorgnis begleiteten. Denn niemand im ganzen Dorf hätte jemals behaupten mögen, er könne die alte Frau nun nicht mehr leiden. Im Gegenteil, den meisten Dörflern tat sie leid.

Aber niemand wollte mehr mit ihr zu tun haben, geschweige denn eine Gabe von ihr annehmen, für die man sich nicht einmal bedanken durfte.

Unter dieser Isolierung verkümmerte die alte Frau zusehends. Das Geben war ihre einzige Möglichkeit gewesen, mit anderen Menschen Kontakt aufzunehmen. Diesen Kontakt durch das Zulassen einer Gegenseitigkeit zu pflegen vermochte sie nicht; denn sie war sich selbst nicht wertvoll.

Die alte Frau verstummte. Sie erschien nicht mehr auf den Festen, kam nur noch selten zum Einkaufen in den Laden des Dorfes und setzte sich auch abends nicht mehr auf das niedrige Mäuerchen vor ihrem Haus, um die letzten Sonnenstrahlen des Tages zu genießen, wie sie es früher immer getan hatte. Und eines Tages im Herbst starb die alte Frau, stumm und beinahe unbemerkt.

An ihrer Beerdigung nahm das ganze Dorf teil. Dies war ein Dank, gegen den sie sich nicht mehr wehren konnte – ein Dank für die Erkenntnis, die sie ihren Nachbarn durch ihr seltsames Verhalten ermöglicht hatte: Es ist wunderbar, wenn man schenken kann. Es ist die eine Hälfte der Liebe.

Die Liebe aber lebt nur als ein Ganzes.